E 219 49

Der Westen

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.
Anschrift: Barbarossastraße 14, D-73066 Uhingen Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100 März/April 1999 46. Jahrgang, Nummer 2

Windstille oder Ostwind?

Jeder sieht, was er sehen will. Für manches dramatische Unglück ist eigentlich nur der Betrachter zuständig, der sich aus harmlosen Details das Unglück zusammensetzt, das ja kommen muß, wie er meint. Also kommt es! Was der eine als Windstille beschreibt und als Totenstille empfindet, hält der andere für starken, eisigen Ostwind, in dem vor seinen Augen alle bedrohlichen Gespenster herumspringen, noch klapprig, aber schon bereit zu neuen Taten, obwohl Furcht vor Schröders "Reich" immer Berlin als Beleg zitiert, ist klar, daß das Gespenst "Reich" auch ein Gespenst "Preußen" (in der Debatte auch manchmal "Bismarck" gerufen) zum Reigen an der Hand mit sich zieht. Von "Preußen" sind im Denken der heutigen politischen Klasse und der geistig tonangebenden Schicht nicht einmal mehr Spurenelemente nachweisbar und vermutlich würden sich Schröder, Fischer & Lafontaine noch früher als die Pariser Dunkelmännerforscher bekreuzigen, wenn der Name auch nur versehentlich genannt werden würde.

Im Original lauten die Fieberträume dann so: "Gestern starrten die Berliner mit Aufmerksamkeit und Zurückhaltung in Baugruben. Heute heben sie den Kopf hoch und blicken zu den Dächern neuer Bauten empor. Morgen werden sie den Blick von ihnen aus in alle Himmelsrichtungen schweifen lassen." ("La Une", Februar 1999). Man darf ja raten, ob der Blick neuer Herren über ihr Imperium (ein Schlüsselwort in der Debatte) gemeint ist oder der beutehungriger Germanen, die das Terrain für künftige Beutezüge erkunden. "Man muß Europa gar nicht mehr vereinigen, um Berlin zu seiner Reichshauptstadt werden zu lassen" (Pierre Béhar). Einen wichtigen Anstoß verdankt die Gespensterseherei dem Buch "La tentation allemande" von Yvonne Bollmann; die Autorin sieht Deutschland gerade eifrig am Werk, sich Frankreich zu unterwerfen. "Deutschland brauchte den Freundschaftsvertrag mit Frankreich und die europäische Vereinigung, um wieder gesellschaftsfähig zu werden. Jetzt hat es sie nicht mehr so nötig." Die Autorin, dem Vernehmen nach gebürtige Elsässerin und gelernte Germanistin, versucht, dem blutigen Gespenst des Chauvinismus neues Leben einzuhauchen. Sie hält es nicht für fraglich, ob Deutschland Frankreich unterwerfen werde, sondern nur für unsicher, wann. Ich führe es auf meine mangelhaften Französischkenntnisse zurück, wenn ich in dem Text auch gefunden habe, daß Y. Bollmann von künftigem, richtigem Krieg redet, Regionalsprachen und Minderheiten in Frankreich verdammt und die Elsässer als eine Art Fünfter Kolonne oder Laus in Frankreichs Pelz betrachtet ("allemands installés au-delà des frontières d'Allemagne"), die zurück ins Reich will.

Fortsetzung auf Seite 4

Mäzenatentum

Die elsässischen Sparkassen (Caisse d'Espargne d'Alsace/Elsässische Sparkasse), auch in der Person ihres Verbandspräsidenten Antoine Moster, geben seit Jahren ein Beispiel, wie man mit klug ausgedachten Stiftungen der regionalen Kultur und Eigenart Halt und Anstoß zur weiteren Entwicklung geben kann. Begründet wird dieses Mäzenatentum zwar mit der wichtigen Bedeutung der Zweisprachigkeit "für Entfaltung und Dynamisierung" der Region, doch ist offenkundig, daß das bemerkenswerte Engagement nicht allein ökonomisch-utilitaristischen Überlegungen zu verdanken ist. Eine vollständige Übersicht der Aktivitäten der Sparkassen ist nicht möglich und nicht nötig. Aber schon an zwei Beispielen läßt sich das außergewöhnliche Mäzenatentum charakterisieren, das nicht nur fördert, sondern auch fordert. Da sind einerseits der René-Schickele-Preis und der André-Roos-Preis der "Gesellschaft zur Förderung der zweisprachigen Kultur im Elsaß", andererseits der zum zwölften Mal vergebene Heimatkundepreis (Prix du Patrimoine). Die beiden erstgenannten Preise gibt es als Auszeichnung für sprachlich-kulturelle Aktivitäten mit lebendiger Ausstrahlung. Aber nicht als Zubrot zum Ruhestand, sondern als Anstoß zum Weitermachen. 1998 ging der Schickele-Preis an Jacqueline Herrgott, Gründungsmitglied von ABCM, der Roos-Preis an Paul Sonnendrücker für seine seit vierzig Jahren lebendige Theaterarbeit. Der Heimatkundepreis ging 1998 dreiundvierzigmal an Schülerinnen und Schüler aller Schularten im Elsaß und in Lothringen (nur zuletzt waren die Grundschulen ausnahmsweise nicht vertreten), dreimal davon auch als Kollektivpreise an Schulen. Ausgezeichnet werden mit dem Heimatkundepreis Arbeiten über die Sachgebiete Literatur, Geschichte, Biographien berühmter Elsässer, Architektur, Volkskunst, Wirtschaft sowie Monographien, d. h. umfassendere heimatkundliche Darstellungen. Naturgemäß gehen die Preisträger aus einem Wettbewerb hervor, der Preis lockt die Leistung hervor.

Bei ihren mäzenatischen Aktivitäten beansprucht die Caisse d'Espargne die Bühne nie für sich allein noch wirft sie bloß mit Geld um sich. Vielmehr fördert der Mäzen Sparkasse Vereinigungen, die außer der Auslobung von Preisen auch noch andere sinnvolle Aktivitäten entfalten und regt andere Verbände, Stiftungen und Unternehmen an, mitzumachen. Schickele- und Roos-Preis haben Mit-Mäzene, die finanziellen Förderer der Heimatkundepreise ergeben eine lange Liste, einige Firmen (sogar deutsche), Gemeinden, staatliche und regionale Institutionen (fast alle großen Unternehmen, gerade die Zweigwerke deutscher Großunternehmen, fehlen leider). Das ist ganz einfach kluge Politik, auch wenn man unschwer raten kann, daß ohne die Sparkassen das alles nicht möglich wäre, sie werden die größere finanzielle Last tragen. Im Sport nennt man solch' gemeinschaftliches Wirken Breitensport. und ohne Breitenarbeit sind Spitzenleistungen schwer vorstellbar. Das Rezept ist gegen Nachahmung urheberrechtlich nicht geschützt. Wir wünschen breite - und lange - Wirksamkeit und viele neue Mithelfer und Nachahmer. -p-

Neue Poesie von Adrien Finck "Hammerklavier"

Adrien Finck hat sich als Dichter nach einer gewissen Pause wieder zu Wort gemeldet, worüber wir uns freuen. Er tut dies mit einem eigenwilligen Titel und in einer Form, die er in den beiden Lyrik-Bändchen "Fremdsprache" und "Langue de plaisir" schon angedeutet hat und die er nun mit "Hammerklavier" kunstvoll ausweitet und zu einem typisch elsässischen Genre führt, den noch niemand im Land in dieser Vollendung dargeboten hat. Aus einer Verbindung von sundgauischem Dialekt und Hochdeutsch schafft er im Zusammenklang mit dem Französischen eine "Triphonie" im Zeichen der "Euphonie", damit etwas ausdrückend von der heutigen elsässischen sprachlichen Wirklichkeit. Man darf schon sagen, daß dies Adrien Finck auf schöpferische Weise gelungen ist.

"Hammerklavier" ist als Titel der musikalischen Welt entnommen. Adrien Finck, der sich selbst als "eine Art verhinderter Musiker" bezeichnet, stellt im Aufbau der lyrischen Sammlung so etwas wie poetische Partituren vor. Er tut dies, indem er an die literarischen Meister im Elsaß der letzten Jahrzehnte erinnert, an Friedrich Lienhard, Ernst Stadler, René Schickele, Yvan Goll und Hans Arp – mit der jeweiligen kritischen Vergegenwärtigung. Daß dabei ein "anderes deutsch", wie es auch André Weckmann an anderer Stelle bezeichnet hat, herauskommt, ist nur verständlich. Ernst Stadler befand sich vor dem 1. Weltkrieg auch schon auf diesem Wege.

Eine solche Poesie überschreitet die Sprachen und Grenzen der Nationalliteraturen, man darf sie mit gutem Recht als eine "übernationale Regionalliteratur" bezeichnen, die sie beispielhaft im Europa der Regionen sein könnte. Beethovens Spätwerk gibt dem Aufbau des Ganzen den Rahmen ab: es ist ein vieldeutiges Spiel, in dem aber eindeutig aufklingt das Festhalten an der ursprünglichen Heimatsprache des Dichters und an der Selbstbehauptung des eigenen Schaffens.

Adrien Finck ist für sein vielschichtiges dichterisches Schaffen ein fester Begriff in der Heimat Elsaß und darüber hinaus geworden. 1992 wurde ihm der renommierte "Hebelpreis" verliehen, seit 1993 ist er auch Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. me

Museum für moderne Kunst

Nach etwas mehr als einem Monat konnte das im Herbst in Straßburg neueröffnete Museum für moderne und zeitgenössische Kunst (musée d'art moderne et contemporain des Strasbourg) bereits seinen hunderttausendsten Besucher begrüßen. Schon in der Namensgebung kommt das grundsätzliche Dilemma zum Ausdruck, in dem sich die kunsthistorische Epocheneinteilung selbst gefangenhält, wenn sie das Adjektiv "modern" in dogmatischem Starrsinn festhält. Denn eigentlich ist "modern" nichts anderes als "zeitgenössisch", doch bei "moderner Kunst" gerät man bei zuviel Leichtsinn bequem aus der Zeitgenossenschaft in Urväterzeiten, im Straßburger Museum landet man auf diese Weise unversehens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts - Gustave Doré liefert einen (recht konventionell akademischen) Glanzpunkt unter den ausgestellten Werken.

Das neue Museum verwirklicht zum Teil ein Vorhaben, das schon die kaiserliche Verwaltung hegte, die Straßburg eine vom Ersten Weltkrieg verhinderte Gemäldegalerie (von den Anfängen bis zur Gegenwart) zugedacht hatte. Die Berliner Überlegungen hatten europäische, deutsche und, als angemessenen Schwerpunkt, oberrheinisch-elsässische Malerei vorgesehen. Die verwirklichte Konzeption des neuen Museums zeigt nicht nur wegen des verengten Zeitausschnitts ganz andere Schwerpunkte verblichener und verbleichender Avantgarde, französischer vorneweg und danach dann unumgängliche andere. Reichlich kurz kommt die elsässische "Moderne", die nun einmal heureusement mit der Reichslandzeit zusammenfällt. Es stünde aber einem Museum mit solchem Anspruch nicht schlecht an und wäre keineswegs ein provinzieller Zug, sondern eine attraktive, wichtige Ergänzung, wenn sich das Museum noch eine Abteilung für die regionale moderne Malerei der Urväter bis Urenkel und ihres weiteren Umfelds zulegen könnte mit durchaus positiven Folgen für die gegenwärtigen Befindlichkeiten.

Schwieriger, als ein Museum zu eröffnen, ist es, ein Museum zu führen und den Bestand durch Ankäufe zu erweitern und zu vertiefen. Mit ausreichendem Ankaufsetat und entsprechend mutiger Einsicht könnte der regionale Schwerpunkt im Laufe der Jahre doch noch hinzukommen. Vor allem aber sollte man die segensreiche Rolle nicht unterschätzen, die ein solches Museum und eine beispielgebende Ankaufspolitik für die lebenden Künstler im Elsaß übernehmen könnte. So ist das neue Museum eine hoffnungsvolle Bereicherung für Straßburg und das ganze Elsaß - und nicht bloß eine neue touristische Attraktion. -er

Jüdisches Museum in Buchsweiler

Am Oberrhein, namentlich im Elsaß, darf man von einer Wiege des Judentums sprechen. Die Erinnerung an seine jüdische Vergangenheit wird im Elsaß auf vielerlei Weise gepflegt.

Im 19. Jahrhundert, wie übrigens auch heute noch, haben jüdische Schriftsteller die elsässische mundartliche Literatur geprägt, mit ihrem literarischen Werk haben sie auch jüdische Kultur tradiert. Es seinen hier genannt Maier Woog aus dem Sundgau, Georg Hanc aus Colmar, der das dortige elsässische Theater mitgegründet hat, Hermann Picard aus Lauterburg. Bekannter sind dann der Sungaudichter Nathan Katz, bei dem man Parallelen zu Johann Peter Hebel sieht, und der noch lebende Claude Vigée aus Bischweiler, dem vor ein paar Jahren der Hebel-Preis verliehen wurde und der das Elsässische mit dem Hebräischen zusammen als seine Grundsprache bezeichnet.

Eine beachtliche jüdische Gemeinde bestand auch in Buchsweiler, der ehemaligen Residenz der Grafschaft Haunau-Lichtenberg. Der Verfasser erinnert sich noch daran, daß ein Viertel seiner Schulklasse im Buchsweiler Collège Israeliten waren. In der Mitte von Buchsweiler stand die Synagoge und die "Judenschule", die als solche und mit ihren Besuchern und Sitten für uns Jugendliche ein Anlaß zur Neugier war. Diese Synagoge wurde im Juli 1940 zerstört, als Ruine hat sie die Jahrzehnte überdauert, Juden lebten aber kaum mehr in Buchsweiler.

Nun hat ein Architekt aus Marseille, Nachkomme der jüdischen Getreidehändlersfamilie Weill aus der Buchsweiler Herrengasse, veranlaßt, daß diese ehemalige Synagoge als Museum des elsässischen Judentums eingerichtet wurde. Dieses Museum wurde vor kurzem eingeweiht.

Bemerkenswert mag sein, daß ein Großonkel des Initiators deutscher Offizier im ersten Weltkrieg gewesen ist und zwischen den beiden Weltkriegen aus seiner heimatrechtlichen Einstellung keinen Hehl machte. Er wurde 1940 auf schändliche Weise des Landes verwiesen. Einer anderen jüdischen Frau aus Buchsweiler, bei der vor dem 2. Weltkrieg autonomistische Leute aus dem Hanauerland sich regelmäßig getroffen haben, wurde auf die gleiche schäbige Weise aus ihrer Heimat ausgewiesen.

me

Beitrag

Der Jahresbeitrag für Mitglieder beträgt wie die Bezugsgebühr des "Westens" für Nichtmitglieder seit geraumer Zeit

DM 30,-

Wir bitten, soweit noch nicht geschehen, um Überweisung auf unsere auf S. 2 im Impressum genannten Konten.

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Geschäftsstelle: Barbarossastrasse 14, D-73066 Uhingen. Konten: Postgiro Stuttgart 370 15-708 (BLZ 600 100 70). Deutsche Bank Stuttgart 12/55 066 (BLZ 600 700 70) Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druckerei Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46 76287 Rheinstetten-Forchheim

Beilagenhinweis: Einem Teil der Auflage dieser Ausgabe liegt ein Überweisungsformular bei.

Der Mundatwald - ein Beispiel für mancherlei

Die rechtliche Stellung des Mundatwaldes, eines Waldgebiets südwestlich von Bergzabern bzw. nordwestlich von Weißenburg gehört zu den nach wie vor schwebenden völkerrechtlichen Ungereimtheiten, die Deutschland seit Ende des Zweiten Weltkrieges zugemutet werden, wobei die Pflicht deutscher Behörden und Regierungen, deutsche Interessen wahrzunehmen und die eigenen Rechte politisch zu verteidigen, seit Jahrzehnten in bezeichnendem Zwielicht erscheint. Daß über die Angelegenheit nicht ahnungsloses Dunkel gebreitet werden konnte, verdanken wir unserem langjährigen Mitglied, dem Notar a. D. Dr. Karl Bertzel in Zweibrücken, der seit Jahren das Thema Mundatwald öffentlich macht, deutsche Interessen erkundet und artikuliert und treuhänderisch die Aufgaben wahrnimmt, soweit das ein einzelner kann, die deutsche Politiker und Beamte für nebensächlich, opferungswürdig oder unkenntlich halten. Auch an dieser Stelle hat Dr. Bertzel das völkerrechtliche Problem des Mundatwalds bereits dargestellt.

Am 23. April 1949 enteignete die französische Besatzungsmacht ein fast sieben Quadratkilometer großes Waldgebiet an der elsässisch-pfälzischen Grenze und verleibte dieses vorher teils in öffentlichem, teils in privatem Besitz befindliche Grundeigentum gleichzeitig "vorläufig" dem französischen Staatsgebiet ein. Es handelte sich de facto um eine Annexion im Vorgriff auf einen späteren Friedensvertrag, als Vorwand diente die angebliche Sorge um die Trinkwasserversorgung der Stadt Weißenburg. Da der Friedensvertrag nie kam, blieb das Problem Mundatwald fast vier Jahrzehnte lang der juristische Fleck unter mehreren Flecken auf der deutsch-französischen Aussöhnung. Nicht zuletzt Dr. Bertzel drängte immer wieder auf die Rücknahme des völkerrechtlich nicht haltbaren Willkürakts der Besatzungsmacht. Was dann geschah, hatte sich aber keiner der damals zahlreichen Kritiker vorstellen können. Die Bundesregierung war der Meinung, der "Freundschaft" zuliebe gebe es einen dritten Weg zwischen Recht oder Unrecht. 1985 verpflichtete sich die Bundesrepublik, das staatliche Eigentum am Mundatwald dem französischen Staat als dessen privatrechtliches Eigentum zu überlassen, im Gegenzug wurde 1986 der Mundatwald staatsrechtlich in die Bundesrepublik Deutschland eingegliedert. 1990 ging der restliche Teil des Mundatwalds in den Besitz des Landes Rheinland-Pfalz über, der 1985 Frankreich versprochene Teil wurde 1991 im Grundbuch als Eigentum Frankreichs eingetragen, der ausländische Staat ist nun ein Grundbesitzer wie andere ohne Hoheitsrechte in dem betreffenden Gebiet.

Der erfahrene Notar Dr. Karl Bertzel hält diese Verfahrensweise für nichtig, da ihre Rechtsgrundlage nicht existierte. Da die Enteignung und Annexion 1949 erfolgte, bevor die Bundesrepublik Deutschland via Grundgesetz gegründet wurde, sei der Eigentümer des strittigen Teils des Mundatwaldes weiterhin das Deutsche Reich. Die Bundesregierung und Frankreich hätten über das Eigentum eines Dritten nicht in der geschilderten Weise verfügen können. Zumindest Bonn scheint die Rechtslage genauso eingeschätzt zu haben, denn die Grundbucheintragung zugunsten Frankreichs wurde 1990 nicht dem zuständigen Notar in Bad Bergzabern zur Beurkundung übergeben, sondern dem politischer Weisung unterstehenden deutschen Generalkonsul in Nancy. Ein deutscher Notar hätte den Vorgang nicht beurkunden können, ohne sich "falscher Beurkundung im Amt" schuldig zu machen wie Dr. Bertzel gegenüber der Zeitung "Die Rheinpfalz" erklärte (§ 348 Strafgesetzbuch, Haftstrafe bis zu fünf Jahren). Bonn und Paris gingen auch offenkundig im Grundsatz uneinig ans Werk, Bonn bevollmächtigte seine Vertreter, die "Übertragung des Eigentums" am Mundatwald vorzunehmen, während Paris von der "Eintragung der französischen Eigentumsrechte" ausging. Formfehler sind im Rechtsverkehr verpönt, wurden hier aber der politischen Freundschaft zuliebe bewußt in Kauf genommen und politisch gedeckt. Nach Dr. Bertzels Bewertung leidet der Vertrag deshalb an einem "offenen Dissens" der vertragschließenden Parteien und ist nach § 154 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nichtig. Nun ist, wer so scharfsinnig wie Dr. Bertzel Paragraphen sortiert und den politischen Alleinherrschern und ihren Opferpriestern die Stirn bietet, nicht auf publizistisches Meckern angewiesen, sondern kann juristisch konsequent handeln. Da die Besatzungsmacht den Mundatwald dem Deutschen Reich wegnahm, dieses Gebiet also nicht konstitutiver Teil der Bundesrepublik war und später auch nicht durch ein notwendiges Gesetz in den Geltungsbereich des Grundgesetzes aufgenommen wurde, ließ sich Dr. Bertzel auch gerichtlich zu dem bestellen, was er de facto ja bereits war (und noch ist), zum "Pfleger für die Wahrnehmung der Eigentumsrechte des Deutschen Reiches im Mundatwald", 1988 und nochmals 1991 durch das Amtsgericht Landau. Beide Bestallungen und die darauf gründenden Widersprüche Dr. Bertzels gegen die Grundbucheintragungen wurden 1989 und jetzt im August 1998 vom Oberlandesgericht Zweibrücken aufgehoben. Dr. Bertzel hat nun die Absicht, die französische Republik auf Zustimmung zur Grundbuchberichtigung zu verklagen.

Viele werden fragen, was dieser fünfzigjährige Streit noch solle, Deutschland habe nach dem Zweiten Weltkrieg weit größeres Unrecht erlitten und mehr verloren als diese sieben Quadratkilometer Pfälzer Waldgebiet. Andererseits, wie gut wäre es gewesen, hätten diese größeren Gebiete und weiteren Rechte so beherzte Fürsprecher gefunden wie dieses Waldstück. Recht und Völkerrecht leben auch mit Präzedenzfällen. Möglichst weitgehend sollte man vermeiden, das Unrecht oder Rechtsbeugung aus Freundschaftsgründen in diese Rolle hineinwachsen. Für seine beharrlichen und für ihn auch zeitraubenden und teuren (!) Versuche, Unrecht aus der Welt zu drängen, kann man Dr. Karl Bertzel nur dankbar sein. Normalerweise nennt man solches Verhalten Zivilcourage und kann es gar nicht nachdrücklich genug fordern und hymnisch preisen, ja klagt gerne dieses Volk an, ihm mangele es dank moralischer oder genetischer Defekte überhaupt an diesem Gut. Aber tritt die Zivilcourage dann einmal real und ausdauernd in Erscheinung, dann verstummen die Hymnen der Preisredner, dann sind alle Postulate vergessen und die Courage anderer ist einem bloß noch unbequem. Dr. Bertzel hätte den Dank des Vaterlandes und einen Orden verdient. Beides ist für absehbare Zeit illusorisch und vermutlich bekommen beides diejenigen, die darauf sitzen und Dr. Bertzel seit Jahrzehnten Widerpart bieten, anfangs vermutlich unwillig, dann begeistert und heute nur noch ohne Überzeugung mit distanzierter Langeweile. -dp-

Unzugänglich

Die Zeitschrift "Heimetsproch un Tradition" macht in ihrer Januarausgabe auf einen Umstand aufmerksam, dessen Handhabung die Überlebenschance der alemannischen Kultur im Elsaß sehr verringert. Die Fernsehprogramme der alemannischen (und natürlich auch der romanischen) Schweiz sind nur im südlichen Elsaß und auch dort bei ungünstigen Bedingungen nicht überall zu empfangen. Zwar strahlt auch der Satellit "Hot Bird" (!) die schweizerischen Fernsehprogramme aus, jedoch nur verschlüsselt. Der zur Entschlüsselung notwendige Decoder wird nur in der Schweiz an Schweizer Bürger verkauft. Henri Scherb, der Präsident der Vereinigung "Heimetsproch un Tradition" schlägt verschmitzt vor, die Schweizer dürften die Elsässer ruhig weiter "Wackes" nennen, wenn sie sie dafür in Zukunft an den von "Hot Bird" ausgestrahlten Programmen teilnehmen ließen, damit das Schwitzerditsch auf diesem Wege das Weiterleben des Elsässerditsch mit ermöglichen könne.

Dieser leicht satirische Aufschrei gehört zu der Unruhe, die hin und wieder von murrenden Elsässern ausgeht, die sich nicht allein mit der französischen Nationalsprache begnügen wollen und finden, daß die heimische Mundart wie deren deutsche Hochsprache in den regionalen Fernsehprogrammen (in den nationalen ja sowieso gar nicht) zu wenig verwendet werde. Von Henri Scherb stammt ja auch die Idee, ein privates, mit Werbung finanziertes Fernsehprogramm für das Elsaß und seine alemannischen Grenznachbarn in Baden und der Schweiz zu organisieren. Dieser Gedanke fand zunächst ein durchaus positives Echo und Henri Scherb und seiner Vereinigung trauen wir auch den Schwung und die Zähigkeit zu, diesen Plan bis zur Realisierung weiterzuverfolgen. Seine Mahnung an die Schweiz ist sicher nicht als Abkehr von diesem nur mit Geduld durchzusetzenden Plan zu verstehen, sondern vermutlich eine "flankierende Maßnahme", damit das Publikum nicht sprachlos geworden sein muß, bis das alemannische Privatprogramm Wirklichkeit werden kann.

Windstille oder Ostwind?

Fortsetzung von Seite 1
(Das Buch erschien im Verlag Editions Michalon, Paris).

Die deutsche Debatte um Martin Walsers Friedenspreisrede und die deutschen Reaktionen darauf liefern dem französischen Mißtrauensvotum (zu dem übrigens auch deutsche Autoren Argumente beizusteuern versuchten) weiteres Material. Dies ist nicht der Ort, das umfangreiche Thema "Walser" zu erörtern, doch scheint mir, daß sich hier deutlich gezeigt hat, daß Sprache nicht in jedem Fall zum Verständnis beitragen kann. Walser hat mit großer Mühe und ausführlich-umständlich zu sagen versucht, was er meint. Wer aber die Begriffe schon zuvor mit anderen Inhalten und Tabus belegt hat, wird auch ein so beharrliches Werben um sprachliche Verständigung und Klarheit immer mißverstehen. Er wird hören, was er hören will oder sogar nicht anders hören kann. Walsers Kritiker im In- und Ausland sollten nicht von Walser Erklärungen darüber verlangen, was er denn gemeint habe, sondern sie sollten sich selbst fragen, warum sie getroffen aufschrien, obwohl der Redner gar nicht nach ihnen schlug, sie sollten fragen, warum so viele ungefragt "Hier!" riefen, als Walser von "Instrumentalisierung" sprach, sich aber gar nicht an die wandte, die sich angesprochen fühlten.

In der französischen Deutschlanddebatte gab es natürlich auch genügend Gegenstimmen, maßvolle, wohlabgewogene, darunter sicher auch solche, die ein Bild von Deutschland erkennen ließen, das in einem ganz anderen Sinn milchig verzerrt ist. Die ganze Auseinandersetzung läßt die sonst so gepriesene "clarté" doch sehr vermissen. Die bereits erwähnte "La Une" sieht die deutsche Geschichte als eine chaotische und irrationale Folge von Revolutionen, Aufbrüchen und Renaissancen (letztere drohen gerade wieder). Daran wundert, daß nun plötzlich "Revolutionen" negativ zugemessen werden. Bisher hieß es doch gerade, daß Deutschland keine, keine richtigen oder zu wenige Revolutionen hervorgebracht habe und deshalb der Segnungen westlicher Werte nicht recht würdig gewesen sei. Da müssen wir die Rationalität der Französischen Revolution wohl noch etwas mehr bewundern, um Gnade vor "La Une" zu finden. Doch stelle man sich vor, "La Une" findet Lust daran, die französische Geschichte zu betrachten und findet eine Folge von Revolutionen, Aufbrüchen, Renaissancen und Eroberungen. Welche Schlüsse wird das Blatt dann ziehen?

Im angstdurchsetzten Meinungsnebel wie dem gegenwärtigen sind nicht bestimmte französische Gruppierungen das Problem, sondern die Deutschen. Deutsche Politik und deutsche Publizistik fragen, wenn sie sich ihre Meinung bilden wollen oder Entscheidungen treffen müssen, nicht nach den Kategorien richtig oder falsch, besser oder schlechter, sondern die Hauptfrage ist: "Was wird das Ausland sagen?" bzw. "Was hat das Ausland gesagt?". Das Ausland, ein ja wirklich sehr simpler Begriff zur Beschreibung sehr komplexer Zusammenhänge, Interessen und Ansichten, tritt als allerletzte Instanz maßgebend an die Stelle des eigenen Gewissens und des eigenen Verstandes. Traut man denen nicht oder hat man sie nicht? Selbstverständlich müssen auch auswärtige Interessen und Meinungen beobachtet und, wo nötig, berücksichtigt werden, soweit sie eigene Entscheidungen berühren. Aber derzeit macht man sie zum kanonischen, alleingültigen Maßstab. Ohne eigenes Nachdenken kann sich so selbst die allergrößte Dummheit auf den Altären breitmachen. Eine Gesellschaft, die nicht mehr selbst zu denken wagt, sondern andere denken läßt, ist nicht nur geistig tot. Vielleicht reißen ja die Bollmannschen und Béharschen Gespensterkreuzzüge gegen die allerzahmsten deutschen Politiker die Deutschen aus ihren Tagträumereien und ihren rosaroten Freundbildern (Kontrapunkt zu Feindbildern). Ein anderes Menetekel für die kritiklosen deutschen Bewunderer der Schaufassade westeuropäischer Demokratie könnte der sogen. Korruptionsskandal in der EU-Kommission sein. Eine große Ansammlung von Korruption, Veruntreuung und Verschwendung von Steuergeldern, Protektion, Nepotismus, mafiotischer Seilschaften und Berührungen mit dem organisierten Verbrechen. Deutsche Systemtheoretiker folgten mit blankem Entsetzen dem Schauspiel, das zur Vertuschung dieser nur in kleinem Umfang augenscheinlich gewordenen Machenschaften inszeniert wurde. Zunächst angebliche Ermittlung durch die Kommission selbst, deren Ergebnis aber folgenlos und geheim bleiben sollte, danach Verhinderung der parlamentarischen Aufklärung und Bestrafung durch ein Mißtrauensvotum des Europaparlaments. Das Mißtrauensvotum wurde von Franzosen und Briten mit Verfahrenstricks, nationalen Allianzen der Nutznießer und durch Mißachtung der Fraktionsmehrheiten verhindert, indem mitunter die Fraktionsführungen die Aufträge der Fraktionsmehrheiten einfach nicht ausführten. Die Deutschen bekamen hier durch Edith Cresson hautnah vorgeführt, was die Tradition des Ämterkaufs doch ausmacht und was die französische Art der Kabinettspolitik, bei der sich Gewählte mit Vertrauten und Verwandten gegen Volk und Beamtenschaft unangreifbar abschirmen und das Amt als erbeutete Pfründe behandeln, in der Praxis bedeutet. Allerdings ging auch manchen Franzosen Madame Cresson in Brüssel zu weit und die deutsche Regierung spielte in der Angelegenheit, anders als einige Parlamentarierinnen (!), eine klägliche Rolle.

Auf ungleicher Basis kann man schwer zu gleicher Einsicht gelangen. Als eine deutsche Europaabgeordnete beanstandete, daß in Brüssel ein hoher Beamter eine erhebliche Summe Geldes nach Spanien verteilt hatte, wo sie von einer Reihe seiner nahen und weiteren Verwandtschaft in Empfang genommen wurde, erhielt sie die empörte Antwort, niemand dürfe schließlich benachteiligt werden, bloß weil er mit einem Entscheidungsträger verwandt sei. Inzwischen bewegen sich in den deutschen Parteien ja schon viele in diese Richtung, aber das Beispiel "Mentalitätsunterschiede und Traditionsballast in der EU" zeigt, daß die Kluft groß ist und daß "das Ausland" nicht absoluter Maßstab und Vorbild sein kann. Es ist Zeit, in Deutschland innezuhalten. Übrigens zeigt sich einmal wieder, wie sehr doch der Griff anderer nach dem eigenen Geldbeutel zu raschem Erkenntnisgewinn führen kann, obwohl die Deutschen sich alle Mühe geben, auch diesen banalen Merksatz nach Kräften zu widerlegen. -dp-

Nachbemerkung: Dieser Beitrag wäre bereits im Februar erschienen, wenn wir uns für die Ausgabe 1/1999 ein umfangreicheres Heft hätten leisten können. Wochen nachdem dieser Beitrag geschrieben wurde, hat sich auch das Nachrichtenmagazin "Der Spiegel" mit Madame Bollmanns Thesen befaßt. Noch vor Weihnachten fand in Straßburg eine empörte öffentliche Auseinandersetzung mit dem Buch statt. Im übrigen konnten wir unserer Sprachkenntnis durchaus trauen, Frau Bollmann, die Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt, vertritt tatsächlich solche hahnebüchenen Thesen, die der deutschen Wirklichkeit diametral entgegengesetzt sind. Aus erkennbaren Gründen wiegeln die irritierten Wächter deutsch-französischer Eintracht inzwischen ab, das Buch sein nur in drei- bis fünftausend Exemplaren verkauft worden, mithin kein Erfolg gewesen. Offenkundig wird es aber häufiger gelesen als gekauft, denn für ein unbeachtliches Werkchen haben Bollmanns Thesen ein gewaltiges Medienecho in Frankreich produziert. Beachten muß man auch die fast amtliche Betrachtungsweise, denn Frau Bollmann berät die französische Regierung in deutschen Angelegenheiten. Sie spricht erkennbar für die traditionelle chauvinistische, "vigilante" Hälfte der politischen Klasse Frankreichs, als deren Vertreter, einer unter vielen, Innenminister Chevènement erwähnt zu werden verdient. Und Bollmanns Buch steht ganz in einer bis 1871 zurückreichenden Tradition politischer Pamphlete, die in den Jahren vor und nach 1914/18 Hochkonjunktur hatten. Frau Bollmann könnte durchaus einige deutsche Tagträumereien heilsam korrigieren, denn angesichts der widerspruchslos folgsamen Rolle der gegenwärtig in Deutschland Herrschenden gegenüber amerikanischen Weisungen in Sachen Krieg gegen Jugoslawien wird das Mißtrauen dieser französischen Kreise gegenüber Deutschland noch um einiges wachsen.

Frauen in der elsässischen Geschichte
V. Katharina von Burgund (1379 – 1426)

Im frühen 15. Jahrhundert spielte im politischen Geschehen des Elsaß eine Zeitlang eine Frau aus dem französischen Hochadel eine Rolle, die durch Heirat ins Land gekommen war. Es handelt sich um Katharina von Burgund, Tochter Philipps des Kühnen (Herzog von Burgund, 1363 – 1404). Philipp hatte begonnen, aus dem burgundischen Lehensgebiet Frankreichs einen eigenständigen Großstaat von der Scheldemündung bis zum Jura zu errichten. Da Philipp auch im Besitz der Freigrafschaft Burgund (deutsches Reichslehen) war, wuchs sein Interesse an den angrenzenden österreichischen Gebieten des Sundgaus und des Elsaß. Was lag näher, als im Weg der Heiratspolitik, ohnehin eine Spezialität des Hauses Burgund, zu einer Präsenz am Oberrhein zu gelangen.

Eine burgundisch-österreichische Verbindung

Im Jahr 1387 kam es zu einer Eheabrede zwischen dem österreichischen Herzog Leopold IV. (1371 – 1411), dem Sohn des 1386 in der Schlacht bei Sempach (Schweiz) gefallenen Herzogs Leopold III. und Katharina, der zweiten Tochter des Herzogs Philipp des Kühnen von Burgund. Die Vermählung und anschließende Übersiedlung Katharinas in das vorderösterreichische Herrschaftsgebiet des Herzogs erfolgte dann im Jahr 1393.

Für den Herzog von Burgund bedeutete diese Heirat die Erlangung des ersehnten Zugangs zum oberrheinischen Raum. Den Habsburgern dagegen war dieser Ehebund wegen der zu erwartenden Mitgift der reichen burgundischen Prinzessin sehr willkommen, denn um ihre Staatsfinanzen stand es infolge der andauernden Schweizerkriege ausgesprochen schlecht.

Für die junge Katharina, die 1379 auf Schloß Montbard (im heutigen Departement Cote d'Or) geboren wurde und am glänzenden Hof ihres Vaters aufwuchs, war die Verpflanzung in die österreichische Residenz Ensisheim (Oberelsaß) sicher sehr ernüchternd. Dennoch fand sich die kluge und gebildete Frau überraschend schnell in die ungewohnte Umgebung und die fremden Verhältnisse ein. Ihr Ehemann, Herzog Leopold IV., überließ ihr bald Regentschaftsaufgaben, die er nicht gerne wahrnahm. Leopold hielt sich oft außerhalb des Elsaß, in Tirol, Wien und anderen Teilen des habsburgischen Herrschaftsbereichs auf.

Auf Grund eines Familienvertrages von 1396 erhielt Leopold IV. die sogenannten Vorlande (die habsburgischen Gebiete beiderseits des Oberrheins) zugesprochen, jedoch mit der Auflage, die Herrschaft ab 1402 mit seinem jüngeren Bruder Friedrich (1382 – 1439) zu teilen.

Die Machtstellung der Herzogin Katharina

In dem zwischen den Häusern Burgund und Österreich ausgehandelten Heiratsvertrag waren Katharina als Sicherheit unter anderem die Herrschaften Altkirch, Blumenberg, Belfort, Delle, Ensisheim, Héricourt, Landser, Pfirt und Ortenberg mit dem Weilertal verschrieben worden. Die Vasallen und Untertanen dieser Gebiete hatten ihr zu huldigen.

Vom Jahr 1406 an war Katharina Bevollmächtigte ihres Ehemannes auch für Gebiete, die ihm unmittelbar unterstanden. Bei der Wahrnehmung dieser Regierungsaufgaben schloß sie Verträge, erteilte Privilegien und führte auch selbständig Kriege. Bei kriegerischen Unternehmungen erhielt sie oft Unterstützung durch ihren Bruder Johann (Herzog von Burgund, 1404 – 1419). Die ständigen Auseinandersetzungen mit den nach Reichsunmittelbarkeit strebenden Schweizern brachten die Österreicher öfter in finanzielle Schwierigkeiten. Um den Schweizerkrieg 1408 fortsetzen zu können, mußten Herzog Leopold IV. und seine Brüder die Herrschaft Badenweiler gegen einige tausend Gulden an die Herzogin Katharina verpfänden. Die Burgunderin war so vermögend, daß sie auch die Herrschaften Hauenstein, Laufenburg und Rheinfelden, die an einen Basler Bürger verkauft worden waren, wieder zurückkaufen konnte.

Als Regentin kümmerte sich Katharina besonders um eine geordnete Verwaltung in ihrem Herrschaftsbereich, die sie den österreichischen Strukturen gemäß weiterführte und weiterentwickelte. Sie übertrug Führungspositionen sowohl deutschsprachigen als auch französischsprachigen Edelleuten. Obwohl Katharina der deutschen Sprache mächtig war, begann sie Personen- und Ortsnamen zu französisieren. Sie fühlte sich auch nach der Heirat stets als Burgunderin und betrieb die Politik im Land in Abstimmung mit ihrem Bruder, Herzog Johann ohne Furcht (Jean sans peur). Dadurch erregte sie nicht selten Unmut ihrer habsburgischen Schwäger.

Die Wende im Leben Katharinas

Herzog Leopold IV. hatte seiner Ehefrau Kathrina für ihr Wirken weitgehend freie Hand gelassen. Mit dem frühen Tod Leopolds (1411) änderte sich die Lage für Katharina. Einige Vasallen zettelten Aufstände gegen sie an, vielleicht sogar auf Veranlassung ihrer beiden Schwäger Ernst I. (genannt "der Eiserne", 1377 – 1424) und Friedrich IV. (genannt "mit der leeren Tasche", 1382 – 1439). In ihrer Not wandte sich Katharina an Maximin (Smassmann) von Rappoltstein, der schon für sie Geschäfte besorgt und ihr bei wichtigen Anlässen Rat erteilt hatte. Obwohl nun Katharina mit Unterstützung des Rappoltsteiners gewisse Erfolge verbuchen konnte, mußte sie sich schließlich doch mit ihrem mächtigeren Schwager Friedrich arrangieren, zumal sie gerade zu diesem Zeitpunkt von burgundischer Seite keine Unterstützung erhielt. Im Vertrag von Neuenburg 1411 anerkannte Katharina, daß das Oberelsaß und der Sundgau nach ihrem Tod - ihre Ehe war kinderlos - wieder ganz zu Österreich gehören sollten. Friedrich anerkannte sie als Regentin auf Lebenszeit, jedoch mit der Einschränkung, daß sie keine Gebietsteile verkaufen oder verpfänden durfte.

Das Haus Burgund unternahm nichts gegen den Vertrag von Neuenburg, weil zur fraglichen Zeit alle verfügbaren Kräfte in Frankreich benötigt wurden.

Während der Scheinregierung des französischen Königs Karl VI. (1380 – 1422) stritten sich die Herzogsfamilien von Orléans und Burgund um die Macht in Frankreich. Durch die Ermordung des Herzogs Ludwig von Orléans, die von dem Burgunderherzog Johann ohne Furcht veranlaßt wurde, steigerten sich die Spannungen so, daß im Sommer 1411 mit dem Ausbruch des Bürgerkriegs zu rechnen war. In dieser Lage konnte sich Burgund nicht mehr um Positionen im Elsaß kümmern.

Um 1415 verlobte sich die verwitwete Katharina mit Maximin (Smassmann) von Rappoltstein, dessen Ehepartner ebenfalls gestorben war. Als Katharinas Schwager Friedrich davon erfuhr, fühlte er sich nicht mehr an den Vertrag von Neuenburg gebunden und vertrieb Katharina aus Teilen ihres Besitzes. Sie mußte Ensisheim verlassen und nach Belfort übersiedeln. 1418 löste Katharina das Verlöbnis. Es kam dann zum Streit mit ihrem Verlobten, der erst 1420 durch Vermittlung des Bischofs von Langres beigelegt werden konnte.

Katharinas letzte Lebensjahre

Nach dem Tod ihres Bruders, Herzog Johann ohne Furcht, wurde dessen Sohn, Philipp der Gute (1419 – 1467), Herzog von Burgund. Philipp trat 1420 in Verhandlungen mit dem Herzog Friedrich IV. von Österreich ein, um seine Tante Katharina wieder in den Besitz der Güter zu bringen, aus denen sie von Friedrich vertrieben wurde. Es kam 1423 zu einem Vertrag, durch den Katharina wieder die Regierung in allen ihren Gebieten (einschließlich Ensisheim) übernehmen konnte, jedoch unter Sicherstellung der Rechte Österreichs. Noch einmal hatte Katharina eine kriegerische Verwicklung zu bestehen. Der Graf Ludwig von Chalon unternahm mit Markgraf Bernhard I. von Baden 1424 eine Invasion in den Sundgau. Mit Hilfe der Basler konnte aber Katharina diesen Angriff zurückweisen.

In ihren letzten Jahren verweilte Katharina meist in ihrem Schloß in Belfort. Sie starb nach einem bewegten, kampferfüllten Leben zu Beginn des Jahres 1426. Sie wurde nicht in dem von ihr und ihrem Mann sehr geförderten Dominikanerinnenkloster Schönensteinbach (nordwestlich von Mülhausen) beigesetzt, sondern in der Kirche der Kartäuser von Champol bei Dijon (Burgund). Diese Kirche hatte ihr Vater, Philipp der Kühne, als Grablege für sein Geschlecht bestimmt.

Katharina gehört sicher zu den profilierten Frauengestalten des Spätmittelalters. Freilich konnte sie nicht so große Bedeutung erlangen wie die Wittelsbacherinnen, Köni-

Fortsetzung auf Seite 6

Deutsche Bahn

Die Bahn ist zwar inzwischen formell "privatisiert", aber das schützt sie nicht davor, daß bei ihr Probleme besonders schmerzhaft aufstoßen, die auch Behörden und staatliche Institutionen beschweren und die bei wirklichen Privaten entweder anders gehandhabt oder leichter übersehen werden können.

Es geht um die deutschen Ortsnamen außerhalb Restdeutschlands. International ist die Frage der Ortsnamen so geregelt, daß die Namensform desjenigen Staates gewählt wird, in dem der jeweilige Ort heute liegt. Für den deutschen Bereich hat diese Regelung den Schönheitsfehler, daß viele deutsche Ortsnamen oft wesentlich älter sind als die heute gültigen fremdsprachigen Ortsnamen. Deshalb haben die angestammten deutschen Ortsnamen nicht nur einen besonderen emotionalen Wert, sondern erleichtern der Mehrzahl der Deutschen in fast allen Fällen auch die Orientierung. Einer Handhabung der sprachlichen Form der mitteleuropäischen Ortsnamen, die das berücksichtigt und auch noch einer Nation mit einem Minimum an Selbstbewußtsein würdig wäre, steht leider ein grundlegender Mangel des deutschen Nationalcharakters entgegen. Hierzulande hält man solche internationalen Abreden bis zur Selbstverstümmelung strikt ein. In fremden Sprachen verdunkeln dann lauter Munichs, Monacos, Francforts, Colognes, Hamburgos usw. den puristischen Vorsatz, doch die Deutschen machen's dann genau umgekehrt. Wenn es angestammte deutsche Ortsnamen gibt, dann vermeiden es viele Deutsche mit verbissener Anstrengung, diese Namen auch zu gebrauchen und entscheiden sich für die meist künstlichen fremdsprachigen Versionen, die sie in der Regel weder schreiben noch aussprechen können. Die Republik Österreich, der Republik Bonn-Berlin nicht nur in dieser Beziehung eng verwandt, treibt es sogar so weit, den eigenen Namen in offiziellen Selbstdarstellungen, auch in solchen in deutscher Sprache, multi-fremdsprachig in "Austria" zu verwandeln. Wurden deutsche Orte annektiert und okkupiert, so verwendet man gerne die Bezeichnungen der Okkupanten, gibt es in solchen Staaten aber Städte, die nie oder nie richtig zu Deutschland gehörten, gleichwohl aber in Deutschland in deutscher Namensform bekannt sind, so verwendet man mit notorischer Inkonsequenz diese. Dann ist in einem Atemzug zwar nie von Stettin oder Breslau, sehr wohl aber von Warschau die Rede, da werden Bolzano und Mailand, Merano und Rom durcheinandergemischt, Bozen oder Meran aber vermieden. Auch das Elsaß und Lothringen sind Kampfplätze dieser Geistesart und Anlaß, sich über den Hang vieler deutscher Landsleute bitter zu belustigen, ihrer Zunge geläufige Namensformen durch solche zu ersetzen, denen sie weder phonetisch noch orthographisch gewachsen sind. Und jeder von uns weiß aus eigener Anschauung, wie sehr es dann in elsässischen Dingen in furchtbarem Kauderwelsch durcheinander geht, Haguenau, Ribeauville, Riquewihr und Mulhouse sind beliebte Klippen. Die schönste Blüte ist der Zwitter "Straßbourg", der mancherorts sein Unwesen treibt, "Straßbourger", "Mulhouser" und "Alsacer" stehen ihm kaum nach. Auf Anhieb fallen mir eigentlich nur zwei Städte ein, denen es die weise Voraussicht unserer Altvorderen erspart hat, an diesem würdelosen Schauspiel teilnehmen zu müssen: Metz und Riga (und dann noch Colmar, falls man auf dessen K keinen Wert legt).

In dieses Bild paßt dann auch wieder die Deutsche Bahn, gleich in welcher Rechtsform sie betrieben wird. Da ist einerseits die unbarmherzige Konsequenz. In Fahrplänen, auf den Streckenkarten (die auch in den Zügen aushängen) und auf den Wagenschildern der Züge findet im Hinblick auf das Elsaß und auf Lothringen die einseitig fremdsprachige Namensform Verwendung, wenn auch nicht durchweg in richtiger Schreibung. Am Platz kann's nicht liegen, denn das Schweizer Biel/Bienne kommt auch vor. Doch keine Konsequenz ohne Inkonsequenz. Die Bahn war schließlich einstmals ein Staatsunternehmen, in jenen Zeiten gab's auch noch die leichthin verwendbare, aber nie ernstgemeinte Floskel vom "Deutschland in den Grenzen von 1937", der wir es verdanken, daß sich mancherorts, so auch bei der Bahn, ein Rest von Anstand erhalten hat, sogar über die Grenzen von 1937 hinaus. Im Osten und Südosten stehen die deutschen Namen in Klammern hinter exotischen Zisch- und anderen Lauten, die Deutsche Bahn kennt noch Stettin und Breslau, Karlsbad und sogar Preßburg. Aber Straßburg, Schlettstadt oder Weißenburg sind ihr unbekannt, im Nahverkehr nicht einmal Beningen, Busendorf oder Saargemünd.

Auf diese auch unpraktische Inkonsequenz wies eines unserer Mitglieder im Mai 1997 die Deutsche Bahn AG hin. Der freundliche Brief enthielt einige Beispiele, verwies darauf, daß die Schaffner und Ausrufer in den Grenzbahnhöfen die deutschen Ortsnamen ausriefen, nannte das Beispiel Südtirol, wo in den Bahnhöfen zuerst auf deutsch, dann auf italienisch ausgerufen werde, gab noch weitere Argumente, schloß den Zusammenhang zwischen dem Gebrauch deutscher Ortsnamen und Annexionsgelüsten ausdrücklich aus und erinnerte die Bahn schließlich daran, daß es für sie noch vor zwanzig Jahren kein Problem gewesen sei, die elsässischen und lothringischen Strekken durchgängig zweisprachig zu benennen. Um das wiederaufzugreifen, müsse die Bahn nur in ihrem Archiv ein älteres Kursbuch heraussuchen und abschreiben, um so aufwendige Namensforschung zu vermeiden.

Die Bahn beantwortete den Brief nach drei Erinnerungen und nach über 13 Monaten. Sie verwies auf internationale Abmachungen, die "Bahnhöfe in der Sprache des Landes" zu bezeichnen, "zu dem sie gehören und ... dabei auch die Schreibweise der nationalen Ortsnamen" zu verwenden. Die Bahnen könnten aber auch "hinter dem Ortsnamen die eigene Bezeichnung des Ortes angeben, wenn sie es für zweckmäßig erachten. Die zweisprachige Ortsangabe hat in bilateralem Einvernehmen zu erfolgen."

Das dürfte aber kaum die erkennbare Diskrepanz zwischen Ortsnamen Ost und Ortsnamen West erklären, vor 1989 kannten die Kursbücher östliche deutsche Ortsnamen sicher nicht dank der Zustimmung sozialistischer Behörden. Und die Frage, warum es vor zwanzig oder dreißig Jahren für die Bahn durchaus Straßburg oder Saargemünd gab, heute aber nicht mehr, wurde einfach übergangen.

Abschließend bat die Bahn um Verständnis dafür, daß sie die angeregten zweisprachigen Ortsbezeichnungen nicht wieder einführen könne, "um die bilaterale Kooperation mit Frankreich nicht zu gefährden". Wie krisenanfällig ist demnach die "deutsch-französische Freundschaft" und auf welch' dünnen Beinchen muß der gallische Hahn im Elsaß herumstolzieren. Wahrscheinlich bricht er schon zusammen oder flattert in Panik davon, falls sich jemand vergißt und ihn mit "mein lieber Hahn" statt mit "mon cher cocque" anhaucht.

Solch' logisch begründete Briefe wie der erwähnte und solch' lose Reden wie diese hier sind immer gefährlich. Inkonsequenz lassen sich weder deutsche Behörden noch staatsintegrierte deutsche Revoluzzer, gar noch solche von anno 68, nicht gerne nachsagen, rot-grün patronierte erst recht nicht. Und während der Normalverstand glaubt, die Inkonsequenz sei heilbar, indem man in Zukunft im Westen die deutschen Ortsnamen hinzufügt, behebt der politisch korrekte deutsche Gegenwartsverstand die Inkonsequenz, indem er im Osten die deutschen Namen konsequent mit Stumpf und Stiel tilgt, bis alles passend ist - stillos eben.

- dp -

Katharina von Burgund

Fortsetzung von Seite 5

gin Isabeau von Frankreich (1370 – 1435) und Jakobäa von Holland (1401 – 1436) oder die skandalumwitterte Johanna II. von Neapel (1371 – 1435). Die befähigte Katharina verstand es, sich als Regentin neben aufsässigen Vasallen, aggressiven Nachbarn und einem machthungrigen Schwager zu behaupten. Obwohl sie in Chroniken und Akten oft als "Frau von Österreich" bezeichnet wurde, fühlte sie sich zeitlebens der heimatlichen Politik von Burgund verpflichtet. Es ist sicher am wenigsten Katharinas Schuld, daß mit ihrem Tod das burgundische Intermezzo im Elsaß zunächst zu Ende war. In ihrem Wirken als Herzogin von Österreich hat sie sich jedenfalls als würdiges Glied der politisch so hochbegabten burgundischen Herzogsfamilie erwiesen.

kk

Erinnerung an Albert Girardin

Am 27. Dezember 1998 ist Albert Girardin von uns gegangen, einer der letzten großen Gestalten aus der elsässischen Heimatbewegung und Zeuge der bewegten Geschichte im Elsaß und in Lothringen zwischen den beiden Weltkriegen.

Wer Albert Girardin begegnet ist, der war von dieser Persönlichkeit tief beeindruckt. Vor allem seine Lauterkeit, seine Überzeugungskraft in seinem Denken und Handeln, seine Treue gegenüber den Menschen und zur Sache, die er als richtig erkannt und die auch Inhalt seines ganzen Wirkens war, werden wir als seine Schicksalsgenossen nie vergessen und ihm dafür dankbar sein. In all diesem war er uns Vorbild. Das Evangelium war ihm in allem Richtschnur, auch hierin war er ein Vorbild. Die Liebe zu seiner kleinen Heimat Helleringen an der Nahtstelle des Krummen Elsaß mit Lothringen und seine Verantwortung für alles, was zu der Heimat Elsaß und Lothringen gehörte, haben ihn ein langes Leben lang bestimmt und nie losgelassen.

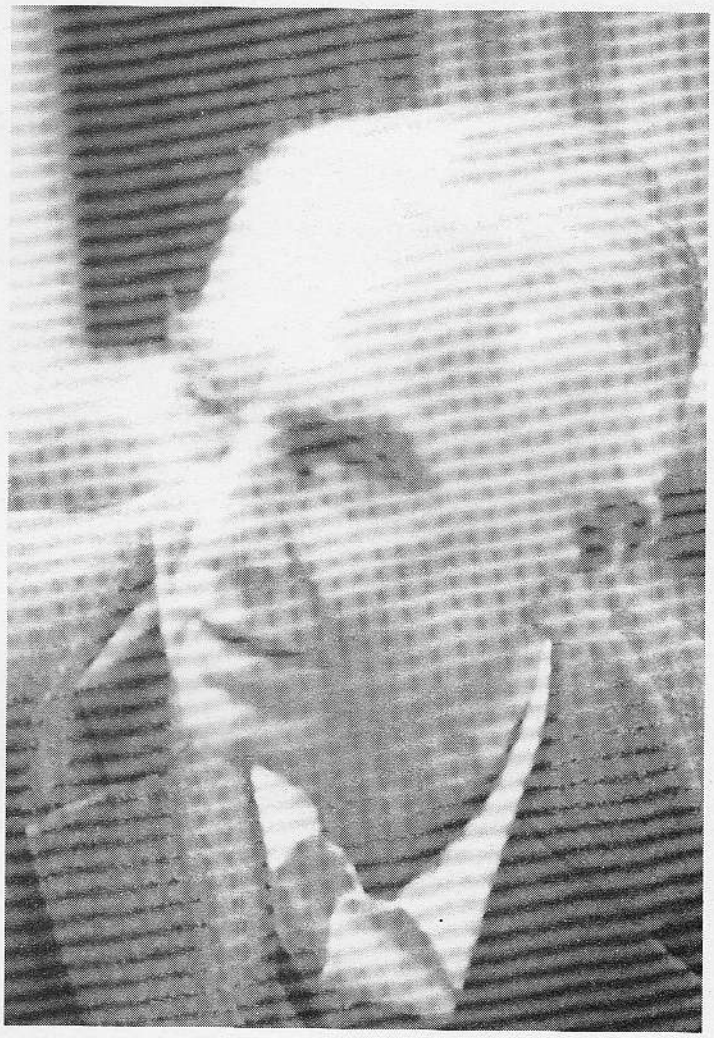
Albert Girardin war ein stiller, besonnener Mensch, der durch die Klarheit und Konsequenz seiner Gedanken bestach. Dazu besaß er eine seltene Beobachtungsgabe und einen feinsinnigen Humor. Wenn er aus seinem Leben erzählte, wurden Menschen, Landschaften und Dörfer in der Vorstellung lebendig und man konnte ihm stundenlang zuhören. Diese Eigenschaften machen auch seine Bücher, von denen im weiteren noch die Rede sein wird, besonders wertvoll.

In Helleringen im Kreis Saarburg (Lothringen) hat kurz vor dem Ersten Weltkrieg am 30. Juni 1914 der Weg von Albert Girardin begonnen. Als Sproß einer Hugenottenfamilie ist er dort in einem Bauernhaus aufgewachsen, dem er viel von seiner Lebenseinstellung zu verdanken hatte, was er als kostbaren Schatz in seinem Herzen bewahrte. In Saarburg besuchte Albert Girardin das "collège" (Gymnasium) und legte dort 1933 sein "baccalauréat" ab.

Ein Theologiestudium, was wohl sein Herzenswunsch war, schloß sich 1933/34 an. Zu dieser Zeit trat er der Straßburger Studentenverbindung Argentina bei, in der Albert Girardin seine besten Freunde fand, in einer Freundschaft, die bis zum Tod bestand. Im Zusammenhang mit der "Fähnchenaffäre" mußte Albert Girardin bereits 1934 sein Theologiestudium abbrechen: Er und vier seiner Kameraden hatten an ihren Fahrrädern rot-weiße Wimpel in den Farben des Elsaß angebracht. Als diese Wimpel zweimal hintereinander im Vorhof der Universität vom Pedell entfernt wurden und die betroffenen Studenten daraufhin Anzeige erstatteten, wurde Albert Girardin vor den Dekan der theologischen Fakultät geladen und kurz darauf für ein Jahr vom Studium der Theologie ausgeschlossen. Daraufhin studierte er 1934/35 in Wien.

Nach seiner Rückkehr aus Wien studierte er an der juristischen Fakultät der Straßburger Universität. Durch aktive Mitgliedschaft in der Elsaß-Lothringischen Jungmannschaft wurde er in dieser Zeit zunehmend politisch tätig. Er hielt unzählige Versammlungen in den Dörfern des Krummen Elsaß, des Hanauerlandes und des Unterlandes ab und gründete "Lesestuben", wobei ihm die Volkshochschule in dörflicher Gestalt vorschwebte. Er zeichnete verantwortlich für die von der Jungmannschaft (später Elsaß-Lothringische Partei) herausgebrachte Zeitschrift "Frei Volk". Im Juli 1941 heiratete er in Straßburg Ruth Liebrich, eine Tochter von Pfarrer Gustav Liebrich und seiner Ehefrau Marie, geborene Baronesse von Bistram.

Im Zweiten Weltkrieg genügte er 1939/40 seiner Pflicht als französischer Soldat, um dann ab 1942 in schwieriger Mission in der deutschen Wehrmacht Dienst zu tun. Der Ausgang der Krieges und seine Folgen haben Albert Girardin schwer getroffen: er verlor seine Heimat. Nach dem Kriege arbeitete er zunächst in Bayern, danach in Norddeutschland in der Landwirtschaft. 1952 wurde er Sekretär des evangelisch-lutherischen Bischofs in Oldenburg, Professor D. Dr. Wilhelm Stählin. Stählin war einer der Begründer des Berneuchner Dienstes und der evangelischen Michaelsbruderschaft, einer kirchlichen Erneuerungsbewegung, die auch im Elsaß vertreten war. 1954 wechselte Albert Girardin als Jurist in die Hauptverwaltung der von Bodelschwingh'schen Anstalten in Bethel über, wo er die Nachlaßabteilung bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1980 umsichtig betreute. 1971 ist seine Frau Ruth gestorben, 1974 ging er eine zweite Ehe ein mit Annemarie Bronner, der Tochter des Historikers Dr. Fritz Bronner aus Reichenweier. In seinen genealogischen, geschichtlichen und landeskundlichen Arbeiten erhielt Albert Girardin viele Anregungen durch seine Frau, die ihn stets tatkräftig unterstützte und ihn in den letzten Jahren liebevoll betreute, als die Krankheit ihn niedergezwungen hatte.



Als langjähriger Berater in genealogischen Fragen, in denen Albert Girardin ein Meister war, wurde er vom deutschen Hugenottenverein zum Ehrenmitglied ernannt. Aber auch in Fragen der Geschichte im Westrich und in seiner näheren Heimat hat Albert Girardin mit seinen Werken Maßstäbe gesetzt. 1975 erschien die Monographie seines Heimatdorfes: *Helleringen im ehemaligen Fürstentum Lixheim*, Beiträge zur Geschichte eines lothringischen Dorfes und einer lothringischen Landschaft im deutsch-französischen Grenzraum. Es folgten *Lixheim*, Hugenottenstadt in Lothringen (1978), *Kirrberg im Krummen Elsaß*, Geschichte eines Hugenottendorfes im deutsch-französischen Grenzraum (1983). 1988 erschien *Goerlingen in der ehemaligen Grafschaft Saarwerden*, Geschichte eines Hugenottendorfes im Krummen Elsaß. Diese Bücher bestechen nicht nur durch ihre wissenschaftliche Qualität, sondern auch durch die fesselnde Art der landes- und volkskundlichen Schilderungen.

Darüber hinaus hat Albert Girardin in vielen grundlegenden Artikeln in verschiedenen Zeitschriften, aber auch in Vorträgen sein umfangreiches geschichtliches Wissen und seine Erfahrung mit der Geschichte seiner Heimat weitergegeben. Eines dürfen wir auch nicht vergessen, was auch einen Teil des Wesens von Albert Girardin ausmachte: er war als Christ im bruderschaftlichen Sinne engagiert und hat hierbei viel Gutes und Bleibendes getan. Er tat dies, weil er zeit seines Lebens immer vor dem ewigen Gott lebte und alles, auch die Verbundenheit und Liebe zur Heimat, in die Verantwortung vor Gott einbrachte.

Wir werden Albert Girardin in dankbarer und herzlicher Erinnerung behalten. me

Ökologisch fortschrittliches Straßburg

Schon einige Zeit überrascht die Stadt Straßburg ihre Besucher mit einem modernen Straßenbahnnetz, das die Innenstadt mit den Außenbezirken und den Vororten verbindet. Dieses städtische Verkehrsmittel ist der früheren Oberbürgermeisterin von Straßburg und jetzigen französischen Ministerin für Kultur im Kabinett Jospin, Catherine Trautmann, zu verdanken, die während ihrer Straßburger Amtszeit für diese umweltfreundliche Neuerung gesorgt hat. In Anerkennung dieser ökologisch vorbildlichen Einrichtung ist Straßburg in Paris vor allen französischen Städten ausgezeichnet worden. - Auch mit dem Ausbau von Fahrradwegen steht Straßburg in Frankreich an der Spitze.

In Deutschland bedauert man heute in vielen Städten mittlerer Größe, daß man die Straßenbahn abgeschafft hat. me

475. Jubiläum von Jacob Theodor genannt Tabernaemontanus

Wie eng die Beziehungen im oberrheinischen Raum in Vergangenheit waren, zeigt das Leben des großen Arztes und Professors der Botanik Jacob Theodor genannt Tabernaemonatnus, 1522 in Bergzabern (Pfalz) geboren und 1590 in Heidelberg gestorben. Seine humanistische Bildung empfing der Jubilar in Straßburg, das damals ein Zentrum des Humanismus gewesen ist.

Eine Ausstellung über diesen Wissenschaftler wurde in Worms und im Saarland-Museum gezeigt. Tabernaemontanus ist die lateinische Übersetzung von Bergzabern, das man so nannte, um es von Elsaß-Zabern und Rheinzabern zu unterscheiden. me

Das Vogesenrind

Das Vogesenrind, eine kleinwüchsige und widerstandsfähige Rasse, gut angepaßt an Klima und Bodenbeschaffenheit des namengebenden Mittelgebirges, geschätzt wegen seiner guten Milchleistung und wegen seines Fleisches, war wie viele andere regional verbreitete Haustiere durch die herrschende - von durchaus irrendem Ökonomismus verursachte - Gleichmacherei vom Aussterben bedroht, weil die übliche "Super-Turbo-Euro-Kuh" es zu verdrängen drohte. Auf seine Art auch ein Verlust an überlieferter Kultur und eine Veränderung und Verarmung der Weiden in den Vogesen. Seit über zwanzig Jahren haben jedoch Züchter planmäßig versucht, die besten Tiere aus allen Richtungen des Gebirges auszusuchen, das Vogesenrind durch Auslese zu verbessern und seine bewährten Stärken zu erhalten. In Gunsbach entstand eine Zuchtstation, deren vorausschauender und beharrlicher Arbeit das Vogesenrind sein Überleben verdankt, so daß es der "Euro-Kuh" nicht völlig weichen mußte und der typische Charakter des Vogesenrinds auch in Zukunft erhalten bleiben wird. Die in Gunsbach geleistete Arbeit gilt inzwischen auch andernorts in Europa als vorbildlich, wo man ebenfalls versucht, vom Aussterben bedrohte Haustierrassen der eigenen Region zu erhalten und sie nach Möglichkeit für den ökonomischen Überlebenskampf "fit" zu machen.

Die Rosheimer Haggada

Es ist bekannt, daß im Elsaß viele Schätze jüdischer Volkskultur entstanden sind. Auch auf literarischem Gebiet war das elsässische Judentum sehr produktiv. Etliche jüdische Dichter und Schriftsteller haben bedeutsame Beiträge zur deutsch-elsässischen Literatur geleistet. Diese Kräfte hatten über den linksrheinischen Raum hinaus Ausstrahlung auf Deutschland, und es gab auch eine reziproke Beeinflußung. Jetzt kommt es durch die Presseabteilung der Universität Straßburg und die Badische Bibliotheksgesellschaft Karlsruhe zu einer Neuausgabe der Haggada (rabbinische Überlieferung) des Eliezer Seligmann aus Rosheim - bekannt als "Rosheimer Haggada" - die 1779 in Neckarsulm illustriert herauskam. Das Werk wird mit einem zweisprachigen Kommentar (deutsch - französisch) und Erläuterungen von kompetenten jüdischen Gelehrten erscheinen. me

Lyrik von Emma Guntz und André Weckmann

Unter dem Motto "Kanzdifir" (Johannisfeuer) wagt der Straßburger Verlag "bf éditions" es immer wieder, interessante Texte von elsässischen Dichtern herauszubringen.

Zum Jahresende liegen uns zwei kleine Poesie-Sammlungen vor: *"Stationen"* von Emma Guntz und *"Don Quichotte elsassisch"* von André Weckmann. Beide schreiben in hochdeutscher Sprache, elsässischer Mundart und französisch, und die drei Sprachen ergänzen sich gegenseitig.

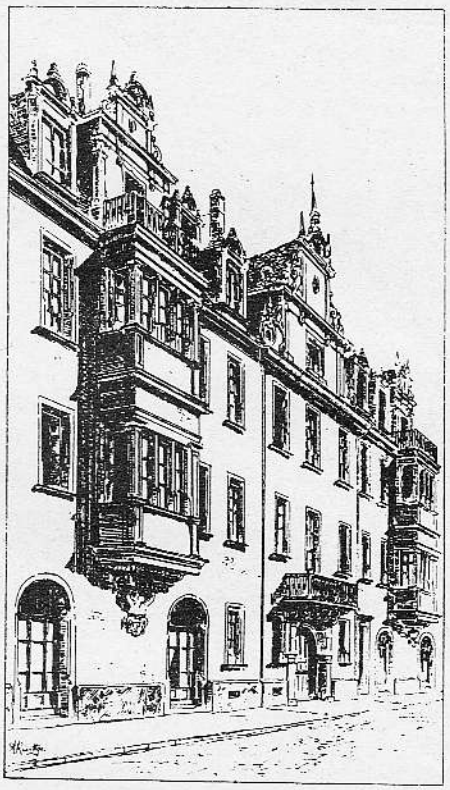
Anhand von neutestamentlichen Texten entwirft Emma Guntz meditative Gedanken zum Kirchenjahr, sie tut dies als Betroffene von der biblischen Anrede.

André Weckmann – wie kann es anders sein! – läßt den "Ritter der traurigen Gestalt" in elässischen Situationen zu mehr Zivilcourage aufrufen, wie in folgendem Beispiel:

"...und wenn die fremden Götzen
an diesem Mantel zerren
wirf ihn ab
schwinge dich aufs Pferd
nackt im Morgenrot
und schleudre ihnen
dein wildes Wiehern
ins Gesicht" me

Karfreitagsgottesdienst

Im Straßburger Münster ließ der Erzbischof von Straßburg, Monsignore Joseph Doré, aus dem Inneren Frankreichs stammend, im Karfreitagsgottesdienst lateinisch, französisch und deutsch singen. Es wurde die Johannes-Passion nach Joh. Seb. Bach aufgeführt. Der Erzbischof, der auch Germanistik studiert hatte, bekannte danach, daß er den Choral "O Haupt voll Blut und Wunden" besonders ergreifend fand. Man hat den Eindruck, daß Monsignore Doré für die Eigenart und Sprache der Elsässer Verständnis hat. me



Stephansplan 17. (1598.)

Eine bemerkenswerte Ausstellung in Straßburg

In den Räumen der Genossenschaftsbank (Crédit mutuel) gab es im vergangenen Jahr bis zum 28. November eine ahnenkundliche Ausstellung der elsässischen Familie Krencker. Durch künstlerisch gestaltete Stammbäume konnte man die Chronik dieser Familie mit den Verzweigungen in die Schweiz und in die Bundesrepublik verfolgen mit ihrer Verflechtung in Geschichte und Kunst ihrer Zeit. Auf diese Weise wurden dem Betrachter 18 Generationen vom 15. bis ins 19. Jahrhundert vorgestellt. Eingefügt waren auch Ausschnitte aus der Geschichte von Straßburg und einigen Dörfern der näheren Umgebung. Die Bank selbst hatte die Ausstellung durch die Beigabe von einigen Werken des großen Straßburger Satirikers Sebastian Brant (1458 – 1521) bereichert. me